Separatabdruck aus der »Österreichischen Rundschau«.
Band II. Herausgegeben von Dr. Alfred Freiherrn von Berger und Dr. Karl Glossy. Heft 24.

Im Westen Kanadas.

Von

Eugen von Philippovich.



Verlagsbuchhandlung Carl Konegen (Ernst Stülpnagel), Wien.

Im Westen Kanadas.

Von Eugen von Philippovich.

An einem herrlichen Morgen langte ich gegen Ende August des vergangenen Jahres, von St. Paul in den Vereinigten Staaten kommend, in Winnipeg an. Die Luft war klar und erfrischend, sonniger Glanz überflutete die Weizenfelder der Umgebung, die Prärie in der Ferne und die schönen, breiten Straßen der Stadt. Nach den feuchtschwülen Tagen an den Seen und in den Wäldern Wisconsins war es mir, als ob ich ein erquickendes Bad nähme, ich hatte eine ähnliche Empfindung, wie sie sich uns aufdrängt, wenn wir aus dem Dunst der Ebene in die reinere Atmosphäre der Berge aufsteigen. Dieses belebende Höhengefühl hatte ich während meines ganzen Aufenthaltes im Westen Kanadas. Ich wage nicht zu behaupten, daß ich damit eine typische klimatologische Eigentümlichkeit des weiten Gebietes erfaßt habe, aber es war jedenfalls eine Gunst der Natur, die mir meine Reise wesentlich erleichtert und angenehm gemacht hat.

In Winnipeg selbst hatte ich keine anderen Zwecke zu verfolgen, als mit dem Chef der Einwanderungsbehörde, Mr. Obed Smith, in Verbindung zu treten, um mich über Einwanderungsfragen im allgemeinen und über die Ansiedlungen von Österreichern im besondern zu orientieren. Ich hatte von solchen vor meiner Reise nach Amerika nichts gewußt, und ich glaube, diese Unkenntnis war und ist eine sehr verbreitete. Daß die Vereinigten Staaten in großem Maße Österreicher anziehen, ist allgemein bekannt, an Kanada aber dachte niemand. Erst ein Kollege an der Universität in Toronto machte mich darauf aufmerksam, daß wir sehr erfolgreiche Ansiedler in Kanada haben, und riet mir dringend, wenn ich den Kontinent bereise, es nicht zu unterlassen, der einen oder anderen dieser Ansiedlungen einen Besuch abzustatten.

Diese Anregung hatte mich nach dem Westen Kanadas geführt, und ihr verdanke ich eine Reihe von Eindrücken und Beobachtungen, die ich zu den interessantesten und wertvollsten rechne, die durch eine Reise nach Nordamerika zu gewinnen sind. Die Vereinigten Staaten haben kein freies Land mehr, das für landwirtschaftliche Benützung brauchbar wäre. Die freien Gebiete sind Wüsten, von denen man einen kleinen Teil durch Bewässerung urbar macht und zu Ansiedlungen verwendet, der Kolonisationsprozeß im großen aber hat aufgehört. Der Westen Kanadas dagegen ist erst seit wenigen Jahren besiedelt, und hier kann man das

Werk der Ansiedlung, der ersten Urbarmachung, der Dorf- und Städtegründung in großem Maßstabe beobachten. Es gibt aber kaum etwas, was dem in den ausgebauten Kulturverhältnissen europäischer Staaten Aufgewachsenen reizvoller sein kann, als zu sehen, wie die Fundamente menschlicher Gemeinschaften gelegt werden, wenn es sich auch, wie bei diesen von Kulturstaaten ausgehenden Besiedlungen, nur um die wirtschaftlichen Fundamente handelt.

Plan und Ziel meiner Reise waren bald festgelegt. Ich hatte leider nur eine knapp bemessene Zeit zur Verfügung und mußte mich darauf beschränken, einige typische Ansiedlungen aufzusuchen. Die erfolgreichste der österreichischen Ansiedlungen liegt im Nordwesten, über Edmonton hinaus, das von Calgary, einer Station der Kanadischen Pacificbahn, in einer Tagesreise auf einer Seitenbahn erreicht wird. Da ich doch nach Vancouver wollte, entschloß ich mich, diese Abzweigung mitzunehmen. In Winnipeg brauchte ich mich dann nur über die allgemeinen Verhältnisse der Einwanderung zu orientieren.

Bis in die Achtzigerjahre dachte niemand daran, daß der Westen Kanadas ein Kolonisationsgebiet für größere Niederlassungen und namentlich für Landwirtschaftsbetrieb sei. Das Land lag so weit im Norden, den nördlichen Luftströmungen vom Eismeer ausgesetzt, so abseits von jedem Verkehr, daß es allgemein als das amerikanische Sibirien bezeichnet wurde, in dem Sinne, in dem man früher vom russischen Sibirien sprach, einem Land des Frostes und der Unfruchtbarkeit. Nur die alte Hudson-Bai-Gesellschaft hatte Handelsniederlassungen im Lande, und Winnipeg war noch 1881 die einzige Stadt, deren 8000 Einwohner — heute sind es 70.000 — aber nur zum kleinsten Teile weitreichende Beziehungen hatten. Das wurde erst anders, als die transkontinentale Bahn, die Canadian Pacific Railway, gebaut wurde, ein Bahnbau, der politischen Interessen Englands seinen Ursprung verdankt, da es durch diese Linie und eine Schiffsverbindung Vancouver—Australien eine rein nationale Verkehrslinie zu seinen australischen Kolonien ziehen konnte. Ökonomisch schien die Bahn wertlos, im kanadischen Parlament erklärte ein Minister, sie werde im Westen nicht so viel verdienen, um das Öl bezahlen zu können, das sie zum Schmieren brauche. Der ganze Westen, über die Provinz Manitoba hinaus, hatte um diese Zeit noch keine definitive Verfassung. 1881 wurde mit dem Bau der Kanadischen Pacificbahn begonnen, und 1886 durchquerte der erste Zug den Kontinent von Montreal bis Vancouver. In demselben Jahre wurde auch ein Gesetz über die Verwendung öffentlicher Ländereien zur Beförderung der Einwanderung beschlossen, das seither mannigfache Abänderungen erfahren hat, aber noch heute die wichtigste Grundlage für die Besiedlung des Westens bildet. Das ganze noch nicht von Privaten okkupierte Land wurde als „Dominion-Land" einer öffentlichen Verwaltung unterworfen. Die hiebei befolgten Grundsätze waren und sind die folgenden.

Das ganze Land wird vermessen und auf der Karte in quadratische Flächen von 36 englischen Quadratmeilen eingeteilt. Jedes solche Gebiet, Township genannt,

bildet einen kleinen Verwaltungskörper für sich. Es ist in 36 Sektionen, jede eine englische Quadratmeile groß, eingeteilt, die numeriert sind. Der Plan eines solchen Township sieht wie ein Schachbrett aus. Die Numerierung beginnt in der südöstlichen Ecke, läuft von hier nach Westen, wo die Sektion Nummer 6 an die Nummer 1 der nächsten Township anstoßt. Sie geht dann in der daran anstoßenden nördlichen Sektionsreihe von Westen nach Osten, darüber wieder von Osten nach Westen und so fort, bis Nummer 36 in der nordöstlichen Ecke der Township die Einteilung beendet. In jeder Township sind die Sektionen 11 und 29 für Schulzwecke reserviert, die Sektionen 8 und 26 gehören der Hudson-Bai-Gesellschaft, welche diese große Landschenkung — es handelt sich ja um Hunderttausende von Townships — als Entschädigung für die Zurücknahme ihrer einstigen Privilegien im Lande erhalten hat. Die übrigen ungerade numerierten Sektionen sind Eisenbahnland, C. P. R.-(Canadian Pacific Railway-)Land. Ursprünglich hatte man der Eisenbahn Land neben ihrer Trasse als nationale Subvention geschenkt, später hat man ihr diese gleichmäßige Beteiligung an dem ganzen Lande gewährt, die für sie unendlich viel vorteilhafter ist. Die dazwischen liegenden Sektionen mit geraden Nummern nämlich sind Heimstättenland, das von der Regierung an Ansiedler vergeben wird. Es ist klar, daß in dem Maße, in dem die Besiedlung fortschreitet, das zwischen den besiedelten Heimstätten liegende Eisenbahnland an Wert gewinnen muß. Dieser privatwirtschaftliche Vorteil der Eisenbahngesellschaft wird aber die Schnelligkeit und das Fortschreiten in der Dichte der Besiedlung hemmen. Es ist in der Tat auffallend, wie weit sich die Ansiedlungen hinausschieben und wie wenig geschlossene Besiedlungen man antrifft, weil die Einwanderer natürlich, so lange sie noch Heimstätten bekommen können, diese vorziehen und dem teueren Eisenbahnland ausweichen.

Jede Sektion ist eine englische Quadratmeile = 640 Acres = 266 Hektar = 460 Joch groß. Sie wird wieder in Viertel geteilt, und diese Viertel werden in den geraden Sektionen als Heimstättenland vergeben. Das heißt, jedermann, Mann oder Weib, der Haupt einer Familie ist, oder jeder Mann über 18 Jahre kann sich ein solches Viertel Land auswählen und gegen Zahlung einer Gebühr von 50 K und Erfüllung gewisser Pflichten nach drei Jahren in sein Eigentum übertragen bekommen. Die wesentlichste Bedingung ist, daß der Übernehmer von Heimstättenland während der ersten drei Jahre wenigstens sechs Monate jährlich auf dem Lande wohnt und es bebaut. Hat er kein Holz auf seinem Lande, so wird ihm von der staatlichen Forstverwaltung die Bewilligung zum Schlagen einer bestimmten Quantität Holz für Haus-, Scheunen- und Stallbau u. s. w. gegeben. Mineralhaltiges oder kohlehaltiges Land wird nicht als Heimstätte vergeben, aber zu mäßigem Preise verkauft. Staatliche Landämter und Einwanderungskommissäre sind in großer Zahl im ganzen Westen vorhanden und unterstützen den Einwanderer im Aufsuchen von Land, durch Gewährung von Auskünften, Aufklärungen u. s. w. Die westliche Zentralstelle für alle Einwanderungsangelegenheiten ist in Winnipeg, wo in großen

Einwandererhallen die Einwandernden vorübergehend Unterkunft und Verpflegung, regelmäßig nur für eine Woche, in Ausnahmsfällen wohl auch darüber hinaus, erhalten. Angehörige aus allen Nationalitäten fungieren als Hilfsbeamte des Einwanderungsamtes, um die Vermittlung mit den fremdsprachigen Elementen übernehmen zu können. Hatte man es doch im Laufe der Zeit mit 32 Nationalitäten zu tun! Landwirtschaftliche Versuchsstationen sind in verschiedenen Teilen des Landes errichtet und berichten regelmäßig über ihre Erfahrungen. Beamte machen fortwährend Inspektionsreisen, um neuen Ansiedlern zu raten, die älteren in ihren Fortschritten zu beobachten und sich durch Augenschein zu überzeugen, ob die lokalen Einwanderungskommissäre ihre Schuldigkeit tun und um zu erfahren, welches die Chancen für das Fortkommen der verschiedenen Einwanderergruppen in den einzelnen Landesteilen sind. In dem Amte in Winnipeg sammelt sich daher eine große Summe von Erfahrungen, die in der verständigsten und praktischesten Weise den neuen Ankömmlingen nutzbar gemacht werden. Hier wird mit Lust und Freude gearbeitet, weil jeder den Erfolg förmlich unter den Händen wachsen sieht.

Allerdings hat es Jahre gebraucht, bis das Vorurteil, das in landwirtschaftlichen Kreisen gegen den Westen Kanadas bestand, gebrochen war. Die Einwandererzahl ist bis um die Wende des Jahrhunderts eine mäßige. Noch 10 Jahre nach dem Gesetz über die öffentlichen Ländereien war die Jahressumme der Einwanderer nicht viel über 16.000. Im Jahre 1899 ist sie 44.000, 1901 50.000, 1902 66.000, 1903 aber 128.000. 1904 hörte ich die jedenfalls übertriebene Zahl von 150.000 Einwanderern, die allein aus den Vereinigten Staaten gekommen seien. Aber bezeichnend sind solche, sich ja rasch verbreitende Gerüchte, weil sie eine wunderbare Reklame für das Land sind, und die Agitation, die von Seite der Regierung betrieben wird, gewaltig unterstützen. Die Regierung hat einen großen Einwanderungsagentendienst in den Vereinigten Staaten und in Europa organisiert. Millionen von Broschüren, welche die Lebensbedingungen im Westen Kanadas schildern, werden in allen Sprachen verbreitet, und im Jahre 1902 hat die Regierung mit der Atlantic Trading Company in Amsterdam einen besonderen Vertrag geschlossen, damit diese auf dem europäischen Kontinente die Propaganda für den Westen Kanadas unter den Auswanderungslustigen betreibe, beziehungsweise die Landwirte auf die Chancen daselbst aufmerksam mache. Nach diesem Vertrage erhält die Gesellschaft ein Pfund Sterling „für jeden Mann, jede Frau oder jedes Kind der landwirtschaftlichen Bevölkerung oder für jedes Mädchen über 18 Jahre, welches als Dienstmädchen in Kanada verwendbar ist, woferne sie aus einem der folgenden Länder kommen: Belgien, Holland, Dänemark, Rußland, Deutschland, Österreich-Ungarn, Norditalien, Luxemburg, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Schweiz, Norwegen, Schweden, Finnland". Die Gesellschaft ist verpflichtet, eine systematische und beharrliche Propaganda in diesen Ländern unter der ackerbautreibenden Bevölkerung zu betreiben, durch Anzeigen in den Zeitungen, Verteilung von Broschüren und durch persönliche Bemühungen der Vertreter der Gesellschaft zu dem Zwecke, die Bevölke-

rung auf die Vorteile Kanadas als eines geeigneten Niederlassungsgebietes aufmerksam zu machen. Alle Publikationen müssen vorher von der kanadischen Regierung genehmigt sein. Die Gesellschaft verpflichtet sich, jährlich nicht weniger als 3000 Pfund oder 15.000 Dollars (75.000 K) für diesen Dienst zu verwenden. Besondere Vorschriften gelten für Ansiedler aus Galizien, Rumänien, Serbien und Rußland, wenn sie nicht Deutsche sind. Es muß nämlich hier jedes Ehepaar wenigstens 100 Dollars und 25 Dollars für jedes Kind, im Maximum 200 Dollars, jede unverheiratete Person wenigstens 25 Dollars bares Geld über das zur Deckung der Reisekosten Notwendige hinaus besitzen. Für die übrigen Länder bestehen solche Beschränkungen nicht, im Gegenteile werden noch ganz besondere Anstrengungen gemacht, um Leute aus Norwegen, Schweden und Finnland zu bekommen. Gegen jene Osteuropäer herrschte starkes Mißtrauen. Sie kamen gar zu arm und elend an und waren oft unterstützungsbedürftig, in Sitte und Sprache zu fremd. Und doch leisten gerade sie ihrem Adoptivvaterlande die schwersten und größten Dienste.

Die 128.000 Einwanderer des Jahres 1903 verteilten sich so, daß auf die Vereinigten Staaten etwa 45.000, auf Großbritannien 43.000, auf den europäischen Kontinent 40.000 Personen entfielen. Unter diesen waren 10.000 Ruthenen aus Galizien. Diese Ruthenen spielen daher im Verhältnis zur Gesamteinwanderung eine beachtenswerte, unter der kontinentalen europäischen Einwanderung aber eine entscheidende Rolle. Und sie sind bereits so zahlreich drüben und so unentbehrlich für die wichtigsten Arbeiten, daß ihnen an der bisherigen Erschließung des Westens ein wohlgemessener Anteil zukommt, der ihnen hoch angerechnet werden muß. Im ganzen schätzt man die Zahl der österreichischen Ruthenen in Manitoba und den westlichen Territorien (Assiniboia, Saskatschewan, Alberta, Athabaska) auf ca. 80.000. Das ist bei einer Gesamtbevölkerung dieser Gebiete von nicht viel über 400.000 ein großer Prozentsatz. Und was ihre Anwesenheit so besonders wichtig macht, ist ihre Bereitwilligkeit zu jenen Arbeiten, welche in neuem Lande, das für jedermann offen steht, am schwersten zu versorgen sind, die harte Arbeit des Taglöhners und die der persönlichen Dienstleistung. Die Ruthenenmädchen sind als häusliche Dienstboten im ganzen Westen gerühmt. Seit er keine Ruthenin mehr im Haushalte habe, sagte mir der Generalagent für Kolonisation in Winnipeg, fehle es ihnen an persönlichem Komfort. Und die Ruthenenmänner bauen die Eisenbahnen und Straßen. Und wenn sie genug erworben haben, um sich auf einer Heimstätte niederlassen zu können, dann bearbeiten sie den schwierigsten Boden mit einem Fleiß und einer Ausdauer, die ihnen die größte Hochachtung eintragen. Wir zählen sie zu unseren erfolgreichsten Ansiedlern, schrieb mir der stellvertretende Minister des Innern, und ich habe dieses Urteil aus dem Munde der englischen Beamten, wie unparteiischer Beobachter bestätigt erhalten. Unsere armen, verachteten oder doch geringgeschätzten Ruthenen sind dort zu Ehren gekommen. In der harten und entbehrungsreichen Arbeit des Kolonisten sind ihre Anspruchslosigkeit und physische Ausdauer wertvolle Garantien des Erfolges. Ich habe sie mit Chinesen und

Japanern auf den Dielen der Warteräume in den Bahnhöfen übernachten gesehen, habe die berühmten galizischen Erdhütten im Tal des Saskatschewan wiedergefunden, habe von anderen gehört, die mit ihrer Hände Arbeit Ländereien urbar gemacht haben, die von den sicherlich nicht verwöhnten Isländern als unbrauchbar verlassen worden sind. Aber mit dem Erfolg wächst ihre Persönlichkeit. Dieselben Leute werden schließlich Herren eines nach unseren Vorstellungen großen Gutes, das sie mit Maschinen bewirtschaften, auf dem sie Dutzende von Viehhäuptern ihr Eigen nennen. Sie werden kluge Kaufleute und lernen, nicht nur wie ein Tier zu arbeiten, sondern auch wie ein überlegender Unternehmer zu wirtschaften.

Es wird von Interesse sein, wenn ich aus den offiziellen Berichten, die von den Einwanderungsämtern im Westen an das Ministerium des Innern gerichtet worden sind, soweit sie sich auf unsere galizischen Landsleute beziehen, einiges mitteile. Sie zeigen uns ein so übereinstimmendes Urteil, obwohl sie aus verschiedenen Gegenden, unter klimatisch verschiedenen Verhältnissen stammen, daß hierin allein schon eine große Bürgschaft für ihr Richtigkeit gelegen ist. Im Jahre 1901 berichtet der Agent in Yorkton in Assiniboia: „In den letzten zwei Jahren sind nicht viel Eintragungen auf Heimstätten gemacht worden, weil es den Ansiedlern an Geld gefehlt hat. Meist waren es Galizier. Diese Leute kommen nun in die Front und machen ihre Eintragungen. Die, die noch im Rückstand sind, werden ihre Eintragungen, wie ich annehme, im Herbste machen, wenn sie von der Arbeit zurückkehren. Die Fortschritte auf ihren Gütern sind ganz bedeutend, und sie sind jetzt die bevorzugten Hilfskräfte bei allen landwirtschaftlichen Arbeiten. Sie sind sehr zufrieden mit ihrem Land und scheinen glücklich und zufrieden zu sein". Aus demselben Jahr berichten der Einwanderungskommissär und der Generalagent für Kolonisation auf Grund umfassender Erhebungen und Bereisungen. Das Urteil des ersteren lautet: „Das Vorurteil, welches bei manchen angesichts der ersten Einwanderung dieser Leute aus Österreich bestanden hat, ist nun völlig verschwunden, und nur bei jenen ist ein Rückstand davon vorhanden, welche unverständig genug sind, bei keiner Nation als der ihrigen Verdienste anerkennen zu wollen. Die Bereitwilligkeit der Galizier, sich mit der englisch sprechenden Bevölkerung zu assimilieren und deren Sprache zu erlernen, ist einer der hervorstechendsten Züge in ihrem Wesen. Weit entfernt davon, eine Überfüllung des Arbeitsmarktes herbeizuführen, wie man befürchtet hat, haben sie in Wirklichkeit einen dringenden Bedarf an Feld-, Haus- und Eisenbahnarbeiten befriedigt. Alle sind in Anbetracht ihrer geringen Mittel und ihrer kurzen Ansiedlungszeit erstaunlich erfolgreich. Die Gemeinden als Ganzes sind wie wenig andere frei von Verbrechen oder auch nur Vergehen der gewöhnlichen Art, und ebenso sind sie freigeblieben von epidemischen Krankheiten, welche man bei anderen Ansiedlern zu bekämpfen hatte". Der Kolonisationsagent schreibt: „Mit Bezug auf die Galizianer möchte ich sagen, daß sie uns in breitem Maße geholfen haben, unsere neuen Eisenbahnlinien und Straßen zu bauen. Der Nutzen, den sie uns in der Zukunft bringen werden, wird ebenfalls

ein sehr großer sein. Sie gehen nicht auf leichte Arbeit oder auf Bureauarbeit aus, sie haben sich gegen niemanden aufgelehnt, niemandem Schaden zugefügt, sie haben sich als folgsame, fleißige Leute erwiesen. Ihre Häuser und Niederlassungen zeigen in allen Fällen, was Fleiß und Genügsamkeit zustande bringen. Sie haben ihren Verdienst sorgfältig verwendet und die Lebensbedarfsartikel in so starkem Maße gekauft, daß sie beachtenswerte Konsumenten für die Industriegegenstände des Ostens Kanadas geworden sind. Leute, welche sie wenige Jahre vorher scharf kritisiert haben, haben ihre Meinung geändert. Die Städte und Ortschaften in der Nähe dieser Kolonien sind gewachsen wie nie zuvor. Der Handel hat sich ausgedehnt, die Kaufleute sprechen mit Hochachtung von ihrer Ehrenhaftigkeit und ihrem geschäftlichen Verhalten. Sie lernen alle englisch und sind begierig englische Schulen zu haben. Ihre Anpassungsfähigkeit an unsere Sitten und Gewohnheiten und ihre Bereitwilligkeit sich unseren Gesetzen und Vorschriften zu fügen, rufen den Eindruck hervor, daß wir nicht eine Generation zu warten haben, sondern daß sie in kurzer Zeit kanadisiert sein, sich mit unserer Bürgerschaft identifiziert haben und ein wichtiger Faktor unserer Entwicklung sein werden".

Aus dem folgenden Jahre 1902 will ich nur einen Bericht mitteilen, der besonders interessant ist, weil er uns zeigt, daß man die Tüchtigkeit dieser Ansiedler bewußt auf eine sehr harte Probe gestellt hat, die sie aber allem Anscheine nach glänzend bestanden haben. „Wirklich beachtenswerte Fortschritte sind gemacht worden, namentlich wenn man in Betracht zieht, daß die Leute mit wenig Mitteln gekommen sind, und erwägt, was für ein Land man ihnen gegeben hat. Dieses Land ist, obwohl es lange Zeit hindurch als Heimstättenland angeboten wurde, nicht an den Mann zu bringen gewesen, weil es so steinig, mit Waldbeständen besetzt und Überschwemmungen ausgesetzt war, welch letztere auch heute noch eine Gefahr bilden. Jahre vorher war das Land von Isländern bewohnt, die aber nur an den Küsten der Seen als Fischer lebten. Im Innern war das Land eine Wildnis von Forst und Gestrüpp und Wasser. Dieses Land wurde den Galiziern überlassen, um zu zeigen, daß es bewohnbar, fruchtbar und für Ansiedlungen geeignet gemacht werden kann. Und diese Leute haben die fürchterliche Aufgabe übernommen, dieses Land in Kultur zu setzen. Man braucht nur die Kolonien zu besichtigen und den Fortschritt zu beobachten, den die Leute unter Entbehrungen und in vielen Fällen unter direktem Mangel gemacht haben, um zu sehen, was Energie, harte Arbeit und Beharrlichkeit zustande bringen können. Es leben in diesem Gebiete etwa 600 galizische Familien mit 2500 Köpfen, und viele von ihnen haben 5—20 Acres unter Kultur. Zum größten Teile haben sie die Arbeit mit der Hand geleistet, da sie keine anderen Mittel sie zu tun hatten. Fast jede Familie hat eine Kuh, und viele haben bis zu 20 Stück Vieh. Im ganzen besitzen sie 2500 Stück Rindvieh. Sie sind außerordentlich sorgfältig in der Auswahl des Saatgutes, das sie mit der Hand auslesen, und sie verwenden nur das Reinste und Beste. Und jetzt, nach drei Jahren, haben sie bewiesen, daß man dieses Gebiet durch sorgfältige Behandlung

fruchtbar machen kann. Sie sind auch hervorragend als Gemüsegärtner und haben eine so gute Gemüsekultur als nur irgendwo gefunden werden kann. In ihren sozialen Verhältnissen machen sie sehr beachtenswerte Fortschritte. Sie sind nicht träge in der Annahme von Gewohnheiten und Ideen von den Ansiedlern, mit denen sie verkehren, und haben in jeder Hinsicht in ihrem sozialen Auftreten beachtenswerte Fortschritte aufzuweisen. Sie haben ein starkes Verlangen, ihre Kinder erziehen zu lassen, und errichten Schulen im ganzen Distrikt, und die Lehrer sagen mir, daß die Kinder sehr klug und gewandt im Lernen sind. Ihre Loyalität ist außer allem Zweifel, und sie sind sehr begierig, das volle Bürgerrecht zu erlangen, sobald es nur angeht".

Was hier über die Lernbegierde der Ruthenen gesagt wird, steht allerdings im Widerspruch mit einer Bemerkung, die mir Herr Speers, der Kolonisationsagent in Winnipeg, gemacht hat, der mich fragte, woher es komme, daß die Ruthenen so häufig geringen Wert auf den Unterricht ihrer Kinder legen. Es komme ihm überhaupt vor, setzte er hinzu, daß diese slawische Bevölkerung, die aus Galizien komme, Polen und Ruthenen, an Bildung und Erziehung hinter den Polen, die aus Deutschland einwandern, zurückstehen. Uns sind die Ursachen dieser Erscheinung ja nicht unerklärlich; es scheint aber aus dem zitierten Bericht hervorzugehen, daß sich die für uns einheitliche Masse des ruthenischen Volkes unter den neuen Lebensbedingungen doch auch differenziert. Ein anderer Bericht aus dem Jahre 1902 stammt von dem Agenten in Yorkton in Assiniboia, er schreibt: „Die Zahl der Leute aus Galizien und der Bukowina hat sich ständig vermehrt. Die neuen Ankömmlinge sind durch Briefe ihrer hier angesiedelten Landsleute veranlaßt worden, Europa zu verlassen. Jene, welche hier sind, haben in der Tat im ganzen Westen Kanadas einen unbestreitbaren Erfolg als Landwirte aufzuweisen."

Diese Berichte geben das in offizieller Sprache wieder, was mir von den englischen Beamten, deutschen Ansiedlern, Journalisten und Reisenden als ihr persönlicher Eindruck erzählt worden ist. Eine Einzelheit, die von charakteristischer Bedeutung ist, möchte ich noch hervorheben.

Der ruthenische Dolmetsch und Einwanderungskommissär in Winnipeg, Herr Genik, ein ehemaliger Schullehrer aus Galizien, sagte mir, daß im vergangenen Jahre die Ruthenen nicht weniger als eine Million Dollars, also rund 5,000.000 K in ihre Heimat geschickt haben. Der Bericht unseres Finanzministeriums über die Zahlungsbilanz der Monarchie liefert allerdings keinen Beleg für Geldsendungen aus Kanada. Er reicht aber nur bis 1901, und es ist nach dem, was wir über die Sendungen aus den Vereinigten Staaten wissen, nicht unwahrscheinlich, daß namhafte Summen — die angegebene kommt mir übertrieben vor — auch aus Kanada in die alte Heimat der Ausgewanderten fließen. Ein so augenscheinlicher Beweis von mindestens relativem Wohlstand ist in der Tat, wie der oben erwähnte Bericht hervorhebt, von größter Anziehungskraft für die in der Heimat Zurückgebliebenen. Ich erwähnte, daß die kanadische Regierung bemüht ist, die Einwanderung zu

organisieren; der mächtigste Hebel für ihre Förderung liegt aber doch in dem Wohlstand, den die bereits Angesiedelten erwerben. Wie diese Auswanderung nach Kanada in Fluß gekommen ist, war ich nicht in der Lage festzustellen. Die ersten Ruthenen sollen in den sechziger Jahren hingekommen sein, aber sie blieben ohne Nachfolger. 1894 lebten zwölf ruthenische Familien in Edmonton. Sie sollen kaum 100 Dollars Vermögen pro Kopf gehabt haben, als sie kamen; wenige Jahre später hat man ihr Vermögen auf 12.000 Dollars geschätzt. Solche Fortschritte waren verlockend. 1897 beginnt dann die große Einwanderung, die sich in den nächsten Jahren steigerte.

Wie erwähnt, sind die ruthenischen Niederlassungen über den ganzen Westen zerstreut; man bemüht sich, allzugroße Anhäufungen an einem Punkte zu verhindern. Die Leute empfinden es manchmal bitter, daß sie gar so einsam und entfernt von den großen Niederlassungen ihre Heimstätten übernehmen sollen. Sie könnten ja auch nicht dazu gezwungen werden, aber natürlich gibt es für die Verwaltung mancherlei Mittel, einen starken Druck auf sie auszuüben, sobald sie auf die Unterstützung der Einwanderungsbehörde angewiesen sind. Im ganzen liegt ein großes Zentrum der Ansiedlungen in Manitoba, in einem Umkreis von einigen hundert Kilometern um Winnipeg, und ein zweites im Flußgebiet des nördlichen Saskatschewan mit Edmonton als städtischem Mittelpunkt. Dort sollen etwa 15.000 Ruthenen in der Umgebung zerstreut leben. Dieses Gebiet zu besichtigen, fuhr ich eines Abends von Winnipeg ab. Die kanadische Pacificbahn führt von Winnipeg westlich durch baumlose Ebenen. Hie und da an größeren Ortschaften und entstehenden Städten vorüber, aber doch meist in ungeheuerer Einsamkeit führt der Zug uns in 36 Stunden, zwei Nächten und einen Tag, nach Calgary. Das Gebiet, das man durchfährt, ist zum großen Teil eine Steppenlandschaft, die den Eindruck unendlicher Öde macht. Soweit das Auge reicht, kein Baum und kein Strauch. Wo nicht menschliche Ansiedlungen vorhanden sind, und deren gibt es in dem großen Gebiet noch verhältnismäßig wenige, sieht man der Gegend besondere Fruchtbarkeit nicht an. Nur in der Umgebung der Seen, Teiche, Gräben und Sümpfe, oder in den Tälern der Flüsse, findet man Streifen von Gebüschen und Bäumen, gelegentlich größere Haine, und in der Ferne sieht man auch Wald. Selten wird die Einförmigkeit der Ebene unterbrochen von Hügelketten, die am Horizont die gerade Linie der Prärie zu einem schöneren Bilde formen. Wo landwirtschaftliche Kultur zu beobachten ist, da weisen allerdings die Felder auf eine große Fruchtbarkeit des Bodens hin. Aber gerade die von der Hauptlinie der Eisenbahn durchzogenen Gebiete sind nicht die ertragreichsten.

Auf der Fahrt nach Calgary hatte ich neuerdings Gelegenheit, die Bedeutung der Ruthenen kennen zu lernen. Ein Eisenbahnbauunternehmer, der die Gebiete, in welche die kanadische Pacificbahn eine Verzweigung entsenden will, bereist hatte, erzählte davon, daß er alle Niederlassungen in ausgezeichneter Verfassung gefunden habe, daß unter allen aber die galizischen die blühendsten gewesen seien. Der

Fortschritt dieser Ansiedler sei geradezu erstaunlich. Sie hätten bessere Wirtschaftsgebäude und Wohnhäuser als sonst gesehen werden, mit erstklassigem Inventar, und besonders da, wo der Boden zum zweiten Male gepflügt war, stünden ihre Felder glänzend. „In zehn Jahren", sagte Mr. Calder, „werden sie Geld verleihen". Und in einem Zeitungsbericht konnte ich darüber klagen hören, daß es an Arbeitskräften für den Bahnbau fehle, da die Galizier nun nach Hause gehen müßten, um ihre Erntearbeiten zu verrichten.

In Calgary kam ich an einem Sonntagmorgen an und hörte, daß auf der Flügelbahn nach Edmonton wegen der Sonntagsruhe kein Zug verkehre. Zu meinem Glück aber war eine große Zahl von Kolonisten und Landsuchern zusammengekommen, und um sie zu befördern, wurde ausnahmsweise doch noch ein Zug zusammengestellt, der mich in einer Tagesfahrt nach Edmonton brachte. Ein junger norddeutscher Landwirt mit Frau und Schwager, alle noch nicht über die Mitte der Zwanziger, die ihr Glück als Landwirte in Calgary versuchen wollten, waren während eines Teiles der Reise meine Begleiter. Auch in Edmonton sollte ich bald bemerken, daß auch hier das Deutschtum eine Rolle spielt. Den Einwanderungsagenten, mit dem ich mich noch am Abend in Verbindung setzte, traf ich in einem deutschen Gasthofe mit einem deutschen Journalisten aus Montreal, und dem Herausgeber und Redakteur eines deutschen, in Edmonton erscheinenden Wochenblattes. Auch die Ruthenen haben übrigens, wie ich hier einfügen möchte, zwei in ihrer Sprache erscheinende Blätter. Edmonton, vor wenigen Jahren noch ein Dorf, ist heute eine Stadt von 7000 Einwohnern, hübsch gelegen, am nördlichen Ufer des Saskatschewan, der hier in einem tief eingeschnittenen Bett in stattlicher Breite dahinzieht. Am Rande des Flusses sind einige Goldwäschereien, aber meist nur von Chinesen betrieben, doch versicherte man mir, daß man bei fleißiger Arbeit sich im Durchschnitt im Tag 1 bis 2 Dollars Goldwert aus dem Flußsande herauswaschen könne. Zunächst scheint man aber doch noch oben auf der Höhe, in der Stadt, sich das Gold leichter verdienen zu können. Insbesondere Dienstboten waren auch hier sehr gesucht und erhielten in den Hotels, neben Wohnung und Verpflegung, einen Lohn von 35 Dollars, also 175 K monatlich. Zirka 120 Ruthenenmädchen sind in Edmonton im häuslichen Dienst und gewöhnen sich städtische Manieren und städtischen Luxus an. Während ich auf dem Lande noch häufig das ruthenische Nationalkostüm begegnete, stolzierten hier die Mädchen als Damen herum, und sie liebten es, wie man erzählt, Hüte zu tragen, von denen das Stück 15 Dollars kostet, so daß die Damen der Gesellschaft, um sich doch zu unterscheiden, zu 25 Cents-Hüten griffen.

In Edmonton wurde mir ein Deutscher aus Galizien als Führer mitgegeben, mit dem ich dann mehrere Tage auf dem Lande herumfuhr, um die Niederlassungen in der weiteren Umgebung zu sehen. Das Wetter war uns günstig. Es hatte lange nicht geregnet gehabt, und die Straßen boten daher wenig Schwierigkeiten. Wie man bei andauerndem nassen Wetter die Verbindung zwischen dem

Lande und der Stadt herstellt, ist mir ein Rätsel. Straßen fehlen zwar nicht, sie sind regelmäßig durch die einzelnen Townships sowie an ihren Grenzen gezogen; allein es gibt kein Schottermaterial und der steinlose Boden wird höchstens durch Wassergräben, die man an der Seite zieht, ein wenig entwässert; an besonders gefährdeten Stellen wirft man auch Holzknüppel auf die Fahrbahn, um eine Art Holzbrücke auf dem weichen Boden zu schaffen. Aber es hilft wenig, und bei feuchtem Wetter bildet der Boden eine weiche Masse, in die unweigerlich jedes Fuhrwerk tief einschneidet und manchmal, wie mir mein Führer erklärte, bis zur Nabe des Rades versinkt. An ein Hereinbringen der Ernte in die Stadt in den feuchten Herbsttagen sei nicht zu denken. Die Leute müssen warten bis der Boden gefroren ist, und meistens bringen sie ihr Korn erst im Winter auf Schlitten nach Edmonton.

Wir fuhren am ersten Tage bis Fort Saskatschewan, am zweiten bis Star, am dritten zurück nach Edmonton. Wir passierten deutsche, deutsch-russische und galizische Ansiedlungen, wenige englische. Die galizischen überwiegen hier.

Der Anblick des Landes ist freundlicher als der der Prärie- und Steppenlandschaft entlang der Hauptbahn. Ein leichtgewelltes Flachland, von Bächen durchzogen, mit zerstreut liegenden, schwachen Waldbeständen und niedrigem Buschwerk bedeckt; hier und da Teiche oder Seen mit Scharen von Wildenten; dazwischen wilde Weide oder die kultivierten Felder der Ansiedler. Die Urbarmachung bietet keine großen Schwierigkeiten. Auf jeder Heimstätte ist so viel fruchtbares waldfreies Land, daß man den Boden ohne eigentliche Rodungsarbeit umbrechen kann. Gebaut werden Weizen, Hafer, Gerste, Flachs, Kartoffeln. Für das Vieh ist Futter genug vorhanden, und hätte man auf den eigenen Weiden zu wenig, so kann man auf dem noch nicht besiedelten Dominion-Land gegen geringe Entschädigung genug Heu machen. Versuche mit Alfalfa auf der Versuchsstation in Calgary fielen günstig aus, und da ein Feld mit Alfalfa vier bis fünf volle Ernten im Jahre ergibt und man daher vier- bis fünfmal so viel Vieh damit ernähren kann, wird seine Aussaat stark propagiert. Mais wird nicht mit Erfolg angebaut, doch glaubt man, Varietäten ziehen zu können, welche die kühlen Nächte Kanadas aushalten und rasch genug reifen, um den Herbstfrösten zu entgehen. Die Frostgefahr ist eine der großen Sorgen der Ansiedler. Vor Ende August kann in der Regel mit dem Schnitt nicht begonnen werden. Der 15. August war der früheste Termin, von dem mein Begleiter wußte. Diesmal aber war der Weizen in manchen Lagen noch am 31. August nicht ausgereift. Herr Mohr, mein Begleiter, der seit 13 Jahren bei Edmonton ansässig ist, behauptete allerdings, daß ihnen nie eine Ernte erfroren sei, aber andere klagten doch darüber. Wie es scheint, hängt ungemein viel von der Örtlichkeit und den lokalen Feuchtigkeitsverhältnissen ab. Wir sahen Kartoffelfelder, die in Mulden angelegt waren, schon vom Frost verbrannt, während auf dem höher gelegenen Felde der Weizen prächtig stand. Manche Felder standen in voller Reife, andere wurden von den Farmern halb grün geschnitten, um die Frucht wenigstens als Viehfutter zu sichern, weil man sorgte, daß

die Nachtfröste sie ganz vernichten könnten. Ein Deutscher aus Schlesien sagte mir, er werde seine Farm aufgeben, weil ihm in seiner Gegend die Frostgefahr zu groß sei; er ziehe weiter nach dem Norden, nach Athabaska. Nicht die allgemeine klimatische, sondern die lokale Lage scheint den Frost zu begünstigen. Viel Hoffnung setzt man auf die Veränderungen, die durch dichtere Besiedlung und ausgedehntere Kulturen in den Feuchtigkeitsverhältnissen des Bodens hervorgerufen werden. Man sagte mir, daß in Manitoba bei den ersten Ansiedlungen auch die Fröste viel häufiger aufgetreten seien als in späterer Zeit, wo der Boden drainiert war. Außer dem Frost sind die Hagelstürme zu fürchten, die manchmal im Juli und August einbrechen und große Verheerungen anrichten. Unsere Wetterschießversuche sind daher auch vom kanadischen Landwirtschaftsministerium mit Aufmerksamkeit verfolgt worden, doch faßt man mehr eine Hagelversicherung als eine Organisation des Wetterschießens ins Auge.

Nach allem, was man sehen und hören konnte, haben diese Wettergefahren den Fortschritt der Ansiedler nicht aufgehalten. Nach einigen Jahren schwerer Arbeit sind die meisten so weit, daß sie Überschüsse haben. Aber der Weg bis dahin ist beschwerlich. Land kann jeder umsonst bekommen, aber um es zu bewirtschaften, braucht er Vieh, Geräte und Maschinen. Bis er die erste Ernte hereingebracht hat, muß er die Kosten für einen Teil der Lebensmittel vorschießen. In einer für deutsche Landwirte berechneten Agitationsbroschüre werden die Aufwendungen für das Inventar, die Gebäude und erstjährigen Wirtschaftskosten einer wohleingerichteten Farm mit 9000 K berechnet, und es wird hinzugefügt, daß erfahrene Farmer behaupten, daß man auch mit der Hälfte dieser Summe ganz gute Aussichten auf Erfolg haben kann. Die arbeitsamen, genügsamen und sparsamen Ruthenen haben mit viel, viel weniger angefangen. Die Regel ist, daß der Eingewanderte sich zunächst als Arbeiter verdingt. Als landwirtschaftliche Arbeiter erhalten sie 75 bis 100 K im Monat, nebst Wohnung und Verpflegung, zur Erntezeit 125 bis 200, ja auch 250 K. Als Fuhrknechte verdienen sie etwa 150 K und Verpflegung, als Eisenbahnarbeiter 150 bis 175 K. Manche ziehen auf eine Heimstätte, wenn sie nur so viel erspart haben, um die 50 K Gebühr bezahlen und die notdürftigsten Geräte kaufen zu können. In Erd- oder Blockhütten bringen sie die ersten Jahre zu, die Männer suchen Arbeit auswärts, so oft sie zu Hause nicht dringend benötigt sind, bis sie endlich die teueren Maschinen, namentlich den Binder, der die Ähren selbsttätig schneidet, bindet und die Garben abwirft, kaufen können. Einige gute Ernten bringen ihnen dann rasch die Kosten herein. Wir besuchten einen ruthenischen Bauer, der vor zehn Jahren eingewandert war und in Galizien einen Besitz von 20 Hektar gehabt hatte. Heute hat er außer seiner Heimstätte noch zwei Viertel zugekauftes Eisenbahnland in seinem Besitz, zusammen etwa 200 Hektar, wovon 1904 100 unter Kultur waren. Sein Viehstand bestand aus 17 Pferden, 55 Stück Rindvieh, 14 Schweinen. 1903 hatte er 3700 Bushels, das ist 800—900 Meterzentner Getreide geerntet. Das ganze Besitztum wird nur von ihm, seiner Frau und zwei erwachsenen Söhnen bewirtschaftet. Auch Mohr, mein Führer, war ähnlich

in die Höhe gekommen. Vor elf Jahren hatten sie in der Nähe von Edmonton Heimstättenland genommen. Ohne Geld, nur mit zwei Paar Ochsen, drei Kühen und zwei Wagen voll Hausgerät und den nötigsten landwirtschaftlichen Geräten waren sie nach einem mißglückten Versuch, sich in Assinoboia niederzulassen, in das Flußgebiet des Saskatschewan gezogen. Zuerst pachteten sie Land. Dann erwarben sie eine Heimstätte. Heute wird die Heimstätte, vermehrt durch zugekaufte 160 Acres Eisenbahnland, von einem Bruder des Mohr bewirtschaftet, er selbst hat sich eine andere Heimstätte genommen und ebenfalls ein Viertel Eisenbahnland dazugekauft und bereits wirtschaften drei seiner Söhne auf je einer eigenen Heimstätte. Mohr hat seinen Besitz verpachtet und dient in Edmonton dem Einwanderungsamt als Dolmetsch für die Ruthenen mit einem monatlichen Gehalt von 250 K. Man stelle sich den Aufschwung vor, den diese Familie im Laufe von zehn Jahren genommen hat, im Vergleiche mit den Möglichkeiten, die sie in der Heimat gehabt hätte. Sie haben heute zusammen etwa 450 Hektar im Besitz. Die eine Familie, die die Niederlassung begründete, hat sich in fünf gespalten, die alle auf eigenem Boden von mehr als ausreichender Größe wirtschaften und auch in ihren jüngsten Gliedern nicht um die Zukunft ihrer Kinder besorgt sein müssen. Mit Stolz zeigten mir die Mohrs auf ihrem „Stammsitz" die alten Hütten und Scheunen, die sie nach der Ankunft auf ihrer ersten Heimstätte gebaut hatten, kleine, niedrige Blockhäuser, mit gestampftem Lehmboden, die heute nur als Unterstand für Vieh dienen. Als sie die unscheinbare Scheune fertig gehabt hatten, habe ihr Vater gesagt: „Wenn wir die einmal voll haben, sind wir reich." Heute hat der jüngere Mohr, der diesen Besitz übernahm, allein eine Scheune von doppelter Größe gefüllt. Solche Beweise von Prosperität sind viele zu finden. Ich habe einen anderen Deutschen aus Galizien getroffen, dessen Familie mit einem kleinen Vermögen, mit 32.000 K, hinübergegangen war, das aber in unglücklichen Vieh- und Landkäufen zum größten Teil verloren ging. Aber es waren sechs Söhne da, tüchtige Arbeitskräfte, und heute, zwölf Jahre nach ihrer Einwanderung, haben sie 16 Viertel, also 1024 Hektar Land in ihrem Besitz; sie verdienen daneben Geld durch Handel mit landwirtschaftlichen Geräten und glauben, daß sie 200.000 bis 250.000 K „wert" sind.

In diesem Lande behält der ältere Pitt noch Recht, der sagte, daß der Mann, der eine große Familie hat, ein Wohltäter der Menschheit sei. Aber auch Einzelne bringen sich durch. Unter den Ruthenen sah ich freilich keine Niederlassung von Einzelpersonen, sie haben ein starkes soziales Bedürfnis. Aber an den Behausungen von Deutschen, Engländern und Schotten kamen wir vorbei, die ganz allein in der Wildnis lebten, die schwere Arbeit und die große Einsamkeit allein trugen. Sind es sorgsame Leute, die ihr Haus bestellen wollen, bevor sie auf Freiersfüßen gehen? Sind es Abenteurer, Ausgestoßene oder Menschenfeinde? Es kommt ja merkwürdiges Volk unter den Kolonisten zusammen. Der Schlesier, den ich früher erwähnte, sagte mir, er sei früher Trapper und dann Bergarbeiter gewesen, zu Hause habe er sich freilich dafür nicht vorbereitet, er habe als Einjähriger in Görlitz gedient, aber dann —

ich erfuhr nicht, was dann geschehen war. In Fort Saskatschewan traf ich mit einem Sohn des einstigen englischen Botschafters in Konstantinopel White zusammen, der als Farmer sein Glück versuchte, nachdem es auf anderem Wege, wie es scheint, nicht hatte gelingen wollen. Ich fand ihn im Gespräch mit dem Feldwebel des Gendarmeriekommandos. Dieser Führer der einzigen bewaffneten Macht im Umkreis von Hunderten von Meilen, ein netter, blonder, junger Mann, war — ein Mannheimer, mit dem ich badische Erinnerungen austauschen konnte. Westlich von Edmonton haust auf entlegener Farm, nur von seiner Frau unterstützt, ein Deutscher, den ich vor Jahren im „Askanischen Hof" in Berlin in der Gesellschaft von Karl Peters, Otto Arendt und der anderen Ostafrikaner getroffen hatte.

Es gehört aber ungewöhnliche Kraft, Willensstärke, Energie dazu, um dieses Ansiedlerleben zu ertragen. Nicht nur wegen der notwendigen physischen Arbeit, die dabei zu leisten ist. Vor allem wegen des Druckes, den die Einsamkeit auf unser, an den Verkehr gewöhntes Gemüt ausübt. Wie ich schon oben erwähnte, bringt es das System der Besiedlung mit sich, daß keine Dörfer oder doch geschlossene Ansiedlungen gebaut werden. Die einzelnen Familien leben vielmehr oft viele Kilometer voneinander entfernt zerstreut auf dem weiten Lande. Nur selten sieht man von einem Hause oder auch nur von den Grenzen der eigenen Niederlassung das Haus eines Nachbarn. Dorfartige oder stadtähnliche Niederlassungen liegen auf Tagesfahrten voneinander entfernt. Kirchen und Schulhäuser sind für viele Ansiedler so entfernt, daß es nichts Seltenes ist, die Kinder mit dem Schulranzen auf dem Rücken in die Schule reiten zu sehen, wie denn auch bei manchen Schulen eigens ein Unterstand für die Pferde hergerichtet ist. Ein Leben unter solchen Bedingungen legt Entbehrungen auf, die nicht jeder ertragen kann. In Star traf ich einen jungen ruthenischen katholischen Geistlichen, der aus Galizien zur Ausübung der Seelsorge dahin gekommen war. Ich fand ihn in gedrückter Stimmung, und er freute sich auf das Ende der zweijährigen Dienstzeit, zu der er verpflichtet war. Dann werde er in die Heimat zurückkehren, denn das Leben in Kanada sei einsam und beschwerlich; er wohne bei einem Farmer, müsse aber alles für sich selbst besorgen, Pferd und Wagen selbst im Stande halten. Wem die rohe, körperliche Arbeit nicht taugt, der ist freilich für ein Kolonistenleben nicht geschaffen. Es gibt ja einzelne Stellungen, welche nicht allzu große körperliche Anstrengungen erfordern und doch einträglich sind. So haben in dem Gebiete, das ich bereiste, einzelne sprachkundige Ruthenen, die des Englischen gut mächtig waren, als Angestellte in den Läden oder als Händler vortreffliche Positionen. Einer erzählte mir, daß er 4500 K Gehalt habe, und die Leute im Orte sagen ihm nach, daß er wenigstens noch 6000 K Nebenverdienst habe durch einen Unterstand für Wagen, den er halte. Aber Leute solcher Art braucht man nicht viel und sie ergänzen sich leicht aus dem Lande selbst. Wonach das Land dürstet, das sind Menschen, die bereit sind, den Boden zu bebauen und die schwere Arbeit des Straßenbaues, Eisenbahnbaues, der landwirtschaftlichen Hilfsarbeit zu leisten.

Zu gewissen Zeiten des Jahres, namentlich zur Zeit der Ernte, existiert eine wirkliche Arbeiternot. Da wegen der großen Frostgefahr eine rasche Einbringung der Ernte notwendig ist, wenn nicht die Arbeit des ganzen Jahres der Vernichtung preisgegeben sein soll, drängt sich in die ersten Wochen des Septembers eine solche Fülle von Arbeit, daß die vorhandenen Arbeitskräfte nicht ausreichen. Die Regierung hat daher in Verbindung mit der Eisenbahnverwaltung ein System der Arbeitsvermittlung eingerichtet und durch Fahrpreisermäßigungen, beziehungsweise Spezialzüge dafür gesorgt, daß zur Zeit der Ernte aus dem Osten Kanadas und aus den Vereinigten Staaten dem Westen Arbeitskräfte zugeführt werden. 10.000—20.000 Erntearbeiter strömen dann nach Winnipeg und werden von dort aus kostenlos nach den Punkten befördert, wo sie benötigt werden. Die Farmer melden bei den Eisenbahnstationen bis Mitte August ihren Arbeiterbedarf an, und danach wird die Verteilung vorgenommen, deren richtige Durchführung natürlich immer noch ein schwieriges Problem bildet.

Da alle Landwirte große Überschüsse über ihren Bedarf produzieren, ist die Absatzfrage natürlich auch ein großes Problem. Die städtischen Niederlassungen sind nicht groß genug, um den Überschuß aufzunehmen. Es muß exportiert werden. Die Hauptziele des Exportes sind Großbritannien, Neuseeland, Australien und Ostasien. Namentlich das letztgenannte Gebiet wird für besonders wichtig erachtet. Im Jahre 1900 sind von der pacifischen Küste Weizenmengen im Werte von 180 Millionen Kronen nach Ostasien exportiert worden. Kanada hatte daran noch keinen sehr großen Anteil, aber es ist gar nicht zu zweifeln, daß er wachsen wird, namentlich wenn die zweite westliche Eisenbahnlinie die Grand Trunk Line ausgebaut sein wird. Kanada wird dann außer Vancouver noch einen zweiten Hafen am Stillen Ozean haben. Daß auch Europa von der Ausdehnung des kanadischen Weizengebietes berührt werden wird, ist natürlich. Die Vereinigten Staaten werden nicht mehr lange als Exportgebiet in Betracht kommen, da der steigende Konsum im Lande die eigene Produktion aufzehrt. Aber Kanadas Produktionsfähigkeit ist noch nicht zu begrenzen. Die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte haben bewiesen, daß man bisher den Westen Kanadas unterschätzt hat. Als Sering 1880 Nordamerika bereiste, um die Wirkungen der landwirtschaftlichen Konkurrenz Nordamerikas zu studieren, hat er angenommen, daß das Maximum der Weizenmenge die im Westen Kanadas gewonnen werden könnte, 225 Millionen Bushels sei. Heute ist die Produktion daselbst bereits auf den dritten Teil dieser Summe gestiegen, obwohl noch nicht der zehnte Teil des Landes, der Weizen hervorzubringen vermöchte, unter Kultur genommen ist. Manitoba und die Territorien, inklusive Athabaska umfassen 384 Millionen Acres (1 Acre = $^4/_{10}$ Hektar). Davon waren im Jahre 1904 etwa 84 Millionen als Heimstättenland oder an Eisenbahnen oder Kolonisationsgesellschaften (richtiger Landspekulationsgesellschaften) vergeben und etwa 30 Millionen Acres dieses Landes waren landwirtschaftlich benutzt. Von dem Rest hätte man nach der Schätzung des Ministeriums des Innern etwa 50 Millionen für Wasser oder für die Landwirtschaft ungeeigneten Boden abzuziehen, so daß noch 250 Mil-

lionen Acres = 100 Millionen Hektar landwirtschaftlich benutzbarer Boden verbleiben, die die Regierung der Besiedlung zuführen kann. Welche Korrekturen man auch an diesen Schätzungen vornehmen mag, es bleibt immer noch ein gewaltiger Rest von Produktionsmöglichkeit. In Manitoba waren 1903 erst 2,442.873 Acres, in den Territorien 837.234 Acres mit Weizen bebaut, mit einem Ernteertrag von 56 Millionen Bushels. 1904 ist die Ernte in Manitoba allein auf 60 Millionen geschätzt worden, ein nicht unwahrscheinliches Ergebnis, da sie 1901 und 1902 über 50 Millionen betragen hatte. Die von mir besuchten Ansiedler in Alberta erzählten, daß sie Ernten von 25—35 Bushels pro Acre gehabt hätten, allerdings auch einmal nur 15 Bushels. Ob das nicht nur Erträge der ersten Jahre sind, die sinken werden, wenn der Boden stärker ausgenutzt ist, mag dahingestellt bleiben. Ein evangelischer Pfarrer in der Nähe von Fort Saskatschewan hieb in meiner Gegenwart mächtig auf seine Farmer los, weil sie nicht düngen wollten. Aber selbst mit einem Durchschnittsertrag von nur 15 Bushels, der nach den heutigen Ergebnissen gewiß zu tief angesetzt ist, kommt man bei der Annahme, daß mit der Zeit wenigstens 10 Prozent des landwirtschaftlich benutzbaren Bodens mit Weizen bebaut werden, zu einem Ertrag von 450 Millionen Bushels, das ist mehr als Rußland, doppelt soviel als Österreich-Ungarn produziert. Millionen von Menschen werden daher im Westen Kanadas Ernährungsmöglichkeiten finden, und wenn die Kanadier heute mit großem Selbstbewußtsein auftreten und von einem 100 Millionenreich der Zukunft träumen, kann man diesem Traum die Möglichkeit der Verwirklichung nicht absprechen. Aber der Weg zu diesem Ziele führt an den Leidensstationen des Industrialismus und Kapitalismus vorüber. Vermutlich wird amerikanisches Kapital den Entwicklungsprozeß beschleunigen, das schon sein Interesse dem kanadischen Westen zuzuwenden beginnt. Heute fließt das Leben daselbst noch einförmig hin, bäuerlicher Wohlstand ist vielen erreichbar, große Vermögen können nicht leicht gebildet werden. Aber wie die Werte wachsen, sieht man aus den Preisen des Landes. Eisenbahnland, das vor einigen Jahren noch um 3 Dollars pro Acre zu haben war, kostet jetzt 5 Dollars. Das ist der Preis, den man für die Nähe der größeren Orte und nachbarlichen Ansiedlungen zahlt. Wer Heimstättenland haben will, muß nun schon oft 60—100 Kilometer weg von der Bahn oder größeren Niederlassungen ziehen. Eine zum Teil bereits kultivierte Heimstätte samt Wohnhaus und Scheune wollte ein Deutschrusse in der Nähe von Star verkaufen. Er forderte 1000 Dollars dafür. Welcher Bauer kann sich bei uns im Laufe von wenigen Jahren durch seine Arbeit einen Vermögenswert von 5000 Kronen schaffen? Darum ist die Mehrzahl der Menschen drüben zukunftsfroh, und die am meisten, denen es hier am schlechtesten ging. Ein ruthenischer Stallknecht im Gasthause zu Star hat die Empfindungen wohl der meisten seiner Landsleute und Klassengenossen angedeutet, als er mir sagte: „Das alte Land ist gut für die reichen Leute, das neue für die armen".

Nach Edmonton zurückgekehrt, fand ich eine Einladung der dortigen Österreicher zu einem Essen am nächsten Tage vor. Leider konnte ich ihr nicht Folge leisten.

Ich hatte noch weite Wege vor mir, und meine Zeit war knapp. Wenige Tage nur konnte ich noch in dem herrlichsten Teile Kanadas, in der Gebirgswelt Britisch-Kolumbiens und an den Ufern des Stillen Ozeans in Vancouver und Viktoria verbringen, dann mußte ich mich zur Fahrt nach San Francisco einschiffen. Auf meiner ganzen Reise durch Nordamerika habe ich aber kein Gebiet kennen gelernt, dessen Schönheit mich so erfüllt hätte, das in mir das Verlangen nach längerem Aufenthalte so geweckt hätte, wie das Land, das zwischen Calgary und Vancouver liegt. Die Großartigkeit des Hochgebirges, der Gletscherwelt, der urwaldbedeckten Schluchten und Täler und die mildere Schönheit breiter Flußtäler und meerumspülter Gestade ist hier vereinigt und ausgebreitet über ein Gebiet von der dreifachen Größe Österreichs. Welche Fülle von Möglichkeiten für die Menschheit liegt noch in diesem Teile der Erde verborgen! Wenig hatte ich vom Westen Kanadas gesehen, als ich ihn verlassen mußte, aber ich nahm die Empfindung mit: „Dieser Erdenkreis gewährt noch Raum zu großen Taten".

Hansjakob.

Von Anton E. Schönbach.

Der hochwürdige Herr Heinrich Hansjakob, wohlbestallter Stadtpfarrer zu Freiburg im Breisgau, ist, wie man im XVIII. Jahrhundert das genannt hätte, ein Originalgenie. Er hat schon ungemein viel drucken lassen, auch manches Buch, das auf gelehrter, besonders theologischer Arbeit beruht — er muß z. B. ein vortrefflicher Prediger sein — die Schriften jedoch, die sein Eigentümlichstes wiedergeben, die laufen ihm wie von selbst aus der Feder; da trägt er, scheint es, ein unerschöpfliches Fäßlein unter dem Arm, dreht beiläufig den Hahn auf, läßt's ein Weilchen sprudeln, und wieder ab, als ob nichts gewesen wäre. Das ist nun freilich nicht nach jedermanns Geschmack, und ich kenne feine Leute, mit gutem Sinn für das Brauchbare der Literatur, die von Pfarrer Hansjakobs Büchern nichts wissen wollen, weil sie gar zu zausig und ungekämmt in die Welt schauen und gar keinen Respekt vor sich selbst und vor den Leuten haben, die sie lesen sollen. Ich gebe diese Mängel unbedenklich zu, freue mich aber doch an den wildwachsenden Blüten eines auch sonst tätigen und fruchtreichen Lebens.

Seine beliebten Sammlungen von heimatlichen Geschichten hat Pfarrer Hansjakob durchweg aus dem Leben geschöpft und hat sie erzählt, wie er es mitangesehen hat oder wie sie ihm berichtet wurden. Sie stellen einfach Ausschnitte aus dem Leben dar, tragen sich mit gar keiner künstlerischen Absicht und wollen zur Poesie nur insofern gehören, als eben dieses Leben die Stoffquelle der Poesie gewährt. Will man nicht zugeben, daß der Kunst das Sittliche einverleibt sein müsse, dann darf

man Hansjakobs Erzählungen tendenziös nennen, sie gehen unweigerlich auf ethische Wirkungen aus, wollen Gutes stiften durch das Beispiel, und haben das auch zuwege gebracht. Hansjakob hätte darnach das Recht, sich einen Volksschriftsteller zu heißen, wofern dieser edle Name nicht durch die Dichterlinge, die sich seiner bedienen, etwas in Mißkredit gekommen wäre, denn diese wollen dadurch ja nur die Blechpfennige plattester Gedanken beglaubigen, die sie, ein bißchen mit dem Silber der eigenen Vortrefflichkeit überzogen, als vollwichtig mit gutem Gewinn unter das Publikum rollen lassen.

Pfarrer Hansjakob ist kein Moralmakler, der von seinen Überzeugungen lebt, er meint es ehrlich mit den Menschen, und so kann er es niemals ganz verfehlen. Auch wenn seine Schreibweise gelegentlich nüchtern wird und seine Prosa trocken, so gibt es doch immer wieder gute, kräftige Stellen, an denen die gesunde Ursprünglichkeit seines Wesens hervorbricht. Solche weisen auch die vorliegenden Bücher auf, die beide etwas Seltsames an sich haben.* Das erste, von einiger Stattlichkeit des Leibes, beschreibt eine Reise, die der Pfarrer während der Frühlingswochen 1874 in Frankreich unternommen hat, und stellt ein gar wunderliches Gemisch dar. Hansjakob hat sich einen guten Schulsack voll historischen Wissens für sein Buch beigelegt und kramt ihn auch behaglich vor den Lesern aus: was diese Stadt und jener Platz bei den Römern, im Merowingerreich, dann wieder während des Mittelalters und nachmals bedeutet habe und was Merkwürdiges dort sich ereignete, das wird belehrsam vorgetragen. Dann beschreibt uns der Verfasser recht hübsch die Landschaft, wie sie unter der stärkeren Sonne heranwächst, plaudert uns allerlei Anekdoten vor, die sein scharfes Aug und Ohr bezeugen, insbesondere aber kritisiert er fleißig. Er findet an den Franzosen manches zu loben, vieles zu tadeln: wie die Betätigung des katholischen Glaubens allerorten zurückgeht, wie der Sonntag entheiligt wird und die radikalen Zeitungen in die Kaffeehäuser der Bauerndörfer einziehen, das erfüllt ihn mit gerechter Betrübnis. Man mag sich vorstellen, was er jetzt über die Lage Frankreichs denkt, wo die Saat, die er damals aufgehen sah, inzwischen vollsaftig in die Halme geschossen ist. An diese Erfahrungen knüpft Hansjakob allerlei Reflexionen über die Zustände Deutschlands. Er hat im badischen Kulturkampf wacker seinen Mann gestanden, ist auch ein paarmal dafür eingesperrt gewesen, und man kann es ihm demnach nicht verdenken, wenn er seinen Ärger darob noch hinterdrein mit schwäbischer Grobheit auspackt. So bringt er in dem Buche gar vielerlei, und daran wird es wohl liegen, daß es zu einer zweiten Auflage hat kommen können, in der es nun freilich bisweilen klingt wie aus Münchhausens Horn, dessen Töne, die des Winters eingefroren waren, im Frühling auftauten und ins Land hinaus fuhren.

* In Frankreich. Reiseerinnerungen von Heinrich Hansjakob. Zweite Auflage. Stuttgart. Bonz, 1904.

Mein Grab. Gedanken und Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. Mit einem Titelbild von Kurt Liebich. Stuttgart. Bonz, 1905.